

4. Sonntag in der Osterzeit (Jahr A)

St. Pantaleon, 15.05.2011

Liebe Schwestern und Brüder,

das Evangelium der heutigen hl. Messe ist ein echtes Juwel. Denn in ihm öffnet Jesus uns sein Herz und erzählt uns in aller Einfachheit und mit augenfällig persönlicher Zuneigung, wie er sich die Beziehung zwischen ihm und den Menschen vorstellt. Aus der erfrischenden Herzlichkeit, mit der er seine Ausführungen vorträgt, wie auch wegen der Ausführlichkeit seiner Unterweisungen wird uns auf Anhieb klar, dass es sich hier um etwas offenbar entscheidend Wichtiges für uns Menschen handelt; und so ist es auch in der Tat. Denn der Mensch findet erwiesenermaßen zu sich selbst erst dann richtig, wenn er Gott in der Perspektive seines Lebens präsent hat, d. h. wenn er eine persönliche Beziehung zu Gott hält. Und genau das ist es, was Jesus für uns will, dass wir zur Fülle des Lebens gelangen. „*Ich bin gekommen, damit die Menschen das Leben haben, und es in Fülle haben*“ (Joh 10, 10), sagt er wörtlich im Evangelium der heutigen hl. Messe. Ja, meine lieben Schwestern und Brüder, das braucht der Mensch wie Mairegen: im Kontakt mit Gott leben, eine Beziehung zu Gott halten. Wir wissen es aus eigener Erfahrung: Wer die richtige Form des Umgangs mit Gott gefunden hat, der hat einen ganz großen Schritt auf dem Weg seiner persönlichen Vervollkommnung wie auch seines allgemeinen Wohlseins gemacht. Wer gut beten kann, wer mit Gott wie mit einem guten Freund vertraut umgeht, dem geht es wirklich gut, er ist im Leben zufrieden und darum in der Lage, die Angelegenheiten seines Alltags mit Gelassenheit und Zuversicht anzugehen. Wenn wir uns aber nach dem Grund fragen, warum das so ist, warum wer in einer bewussten Beziehung zu Gott lebt, sein Leben gelassener, gefasster und zuversichtlicher angehen kann, als wenn er keine Beziehung zu Gott hätte, da antwortet uns Papst Benedikt XVI. mit einer sehr einfachen und zugleich unheimlich tiefen Erklärung: „*Wer Gott einlässt*“, sagt er, – d. h. wer in einer bewussten Beziehung zu Gott lebt -, „*in ihm gehen die großen Möglichkeiten des Menschseins voll auf*“. Damit hat er den Nagel auf den Kopf getroffen. Das ist einfach wahr. Wer mit Gott auf gutem Fuß steht, dem lächelt das Leben zu. Wir stellen also fest: zwischen einem rechtschaffenen und letztlich tief beglückendem Leben und der Erfahrung des Beiseins Gottes im eigenen Alltag läuft ein roter Faden. Je gläubiger man ist, desto besser gestaltet man das Leben, auch und gerade in den materiellen, irdischen Bereichen und Angelegenheiten. Unser Glaube ist zwar ein

übernatürlicher Glaube, er erschließt uns die ewigen Wahrheiten, er erschließt uns aber auch den Sinn des Irdischen. Wer glaubt, entdeckt die Schönheit des Menschlichen und des Irdischen tiefer und umfassender. Es ist doch wahr, die Erfahrung bezeugt es zur Genüge: Je gläubiger man ist, umso tiefer sind die Freude und die Zuversicht im Herzen des Menschen. Die Heiligen waren keine Trauerklötze, sondern Freunde des Lebens. Wir brauchen also Kontakt mit Gott. Ohne Gott ist es im Menschen so, wie in der Landwirtschaft, wenn es nicht regnet. Es blüht nichts, die Frische verschwindet, die Dürre kommt.

Wissen Sie, warum das so ist, meine lieben Schwestern und Brüder? Die Antwort ist sehr einfach und doch sehr tief, sie berührt die Grundfesten des Menschen: der Mensch braucht Gott, weil er in Gott seinen Ursprung und seine Daseinsberechtigung hat. „*Wir sind keine zufällige Produkte einer sinnlosen Evolution, sondern das Ergebnis eines konkreten Gedankens Gottes; jeder ist geliebt, jeder ist gemocht, jeder wird gebraucht*“. So äußert sich Papst Benedikt über den Menschen und hat damit wieder einmal ins Schwarze getroffen. Denn es ist nun mal so, meine lieben Schwestern und Brüder, wir stammen von Gott ab, ob man das will oder nicht. Und aus diesem Grund steht jeder Mensch in einer Ursprungsbeziehung zu Gott. Gott hat mit jedem von uns zu tun, weil er unser Schöpfer ist. Die Abstammung des Menschen von Gott ist ein Faktum, eine Tatsache, etwas absolut Unumkehrbares, sie ist keine Erfindung einiger klugen Philosophen oder Theologen. Die Abstammung des Menschen von Gott, vom Schöpfergott, kann man so wenig ungeschehen machen, wie die Abstammung vom eigenen Vater und von der eigenen Mutter. Ja, meine lieben Schwestern und Brüder, wir kommen von Gott, ob wir das wollen oder nicht. Ohne Gott kann der Mensch nicht bestehen. Ein menschliches Leben ohne Beziehung zu Gott – das wäre quasi die Negation des Menschlichen, denn Gott ist ja der Ursprung. Und der Ursprung ist jener Bestandteil des Seins, ohne den das ganze Sein gar nicht einmal existieren kann.

Gott gehört zur Natur des Menschen. Wenn die Kirche uns also ins Gedächtnis ruft, den Kontakt mit Gott nicht zu vernachlässigen, so verlangt sie von uns nicht etwas Besonderes, sondern sie spricht der menschlichen Natur vielmehr aus der Seele. Die von seinem Ursprung her entstammende Bindung des Menschen mit Gott formuliert der KKK mit den Worten: „*Das Verlangen nach Gott ist dem Menschen ins Herz geschrieben, denn der Mensch ist von Gott und für Gott erschaffen*“ (KKK, Nr. 27). Daraus geht hervor, dass das Gebet und überhaupt der Kontakt des Menschen mit Gott für einen jeden Menschen eigentlich ein „*Muss*“ sein sollte. Denn ein Mensch ohne Gott ist schlicht und einfach völlig undenkbar. Ein Mensch ohne Gott ist wie ein Fisch ohne Wasser, wie ein Vogel ohne Flügel, wie ein Eimer ohne Boden. Ein Mensch ohne Gott – so etwas kann es gar nicht geben.

Ja, meine lieben Schwestern und Brüder, so ist es! Der Mensch braucht Gott, er steht in einer Ursprungsbeziehung zu ihm. Daran geht kein Weg vorbei. Ein Leben ohne Gott wäre im Grunde gescheitert, und dazu noch vom Grund auf verlogen. Lasst uns also nicht irgehen wenn wir hören, der Mensch brauche heute Gott nicht mehr, er habe sich endlich emanzipiert. Die Einladung zu dieser Lebenseinstellung – die uns heute überall ins Gesicht bläst - ist im Grunde eine neue Auflage der Versuchung des Teufels an unsere Stammeltern: „*Was steht ihr nun da und esst nicht vom Baum in der Mitte des Gartens? Seid nicht dumm, befreit euch von Gott, dann werdet ihr endlich frei sein*“. Das war der größte Betrug in der Geschichte der Menschheit. Lasst uns nicht irgehen, meine lieben Schwestern und Brüder, wenn wir so etwas hören. Die, die sich von Gott entfernen, werden nicht glücklicher, im Gegenteil: über kurz oder lang spüren sie die Sinnlosigkeit des Lebens. Nicht, dass das Leben sinnlos wäre, ohne Gott aber ist es doch sinnlos. Fazit ist, sie verzweifeln, manche töten sich sogar, wenn sie keinen Ausweg mehr finden. Was für ein Unterschied zu der Lebenseinstellung eines gläubigen Menschen! Wenn wir nicht mehr können, bzw. wenn wir dies und jenes nicht mehr zu verstehen vermögen, wenn alles sich gegen uns stemmt, und wir keinen Ausweg mehr finden, dann kuscheln wir uns an Gott, wie ein Kind sich an seine Mutter kuschelt. „*In deinen Händen lege ich mein Geist*“, sagte Jesus am Kreuz unmittelbar vor seinem Tode: das ist eben die echte, der menschlichen Natur haargenau entsprechende Lebenseinstellung des Menschen: sich in die Hände Gottes legen. Ja, meine lieben Schwestern und Brüder, lasst uns es heute ganz tief beherzigen: die menschliche Natur kommt bei uns erst dann richtig zum Vorschein, wenn wir in der Verbindung mit Gott leben. Wer Gott hingegen aus dem Leben ausschaltet, bleibt geistlich und darum gesamt menschlich unentwickelt, er wird – um es etwas plakativ auszudrücken - ein Krüppel des Geistes.

Also braucht der Mensch unbedingt den Kontakt mit Gott. Die Frage ist aber: wie soll die Beziehung des Menschen zu Gott sein, wie soll sie konkret aussehen? Jesus Christus hat es uns im Evangelium der heutigen hl. Messe mit dem Gleichnis des Guten Hirten auf unvergleichlich schöne Weise gezeigt. Was zeigt er uns darin? Schon allein die Wahl des Bildes des guten Hirten und der Schafe, um die Beschaffenheit der Beziehung zwischen Gott und den Menschen aufzuzeigen, macht deutlich, dass diese Beziehung eine Liebesbeziehung ist. Denn im Schafstall des guten Hirten des Evangeliums herrscht spürbar die Liebe. Jesus sagt, der gute Hirt – er ist es selber – gibt sein Leben für die Schafe, er führt diese hinaus auf die grüne Weide, geht ihnen voraus, nimmt die Gefahren auf sich, damit es den Schafen gut gehe, und wenn ein Schaf sich verirrt, dann geht er ihm nach, um es zu finden und zu retten, und wenn er es gefunden hat, freut er sich, nimmt es auf seine Schultern und bringt es wieder

in den Stall, und alle freuen sich, es in ihrer Mitte wieder zu haben. Die Schafe – das sind die Christen, Sie und ich - sehen es, wie der Hirt sich um sie müht, und sie gewinnen ihn lieb. Der gute Hirt ist für die Schafe der Inbegriff des Vertrauens. Die Schafe hören auf seine Stimme, folgen ihm. Sie sehen in ihm keinen Herrscher, sondern einen, der sich um sie kümmert. Sie sind ihm dankbar, fühlen sich bei ihm wohl und gut aufgehoben. Und so ungefähr soll es zwischen einem jeden Christen und Jesus sein. Dank dieses Bildes begreifen wir, dass die Beziehung des Menschen zu Jesus eine affektive sein muss. Das ist es, was das Gleichnis zeigt. Um Jesus und der Kirche die Treue zu halten, ist eine affektive Hinwendung des Christen zu Jesus absolut unabdingbar. Würden wir Jesus ohne affektive Liebe folgen, dann ginge es uns wie einem nicht angeseilten Bergsteiger: in jedem Augenblick kann er abstürzen und sich das Genick brechen. Ist unsere Beziehung zu Jesus hingegen affektiv, dann werden wir ihm gerne folgen, wie die Schafe dem guten Hirten. Wir werden Freude an Christus und an der Kirche haben, denn Jesus bedeutet uns dann viel. Ja, das ist des Pudels Kern, meine lieben Schwestern und Brüder. Wer sich mit Jesus Christus affektiv verbunden fühlt, der liebt ihn, tritt für ihn ein, schämt sich seiner Gefolgschaft nicht. Eine affektive Verbindung mit Gott! Das ist es, was wir brauchen, meine lieben Schwestern und Brüder. Was heißt es aber, eine affektive Hinwendung zu Christus haben, was heißt es eigentlich, Christus lieben? Heißt das, dass man von Gefühlen der Liebe zu Jesus überwältigt wird? Nein, so ist es nicht. Die Gefühle haben ihre eigene Gesetzlichkeit und ihren Rhythmus. Liebe zu Gott entsteht, wenn wir erkannt haben, dass Jesus als Guter Hirt sein Leben für uns hingegeben hat, dass er uns mag, dass er sich für uns einsetzt, uns den Rücken nicht kehrt. Wer das alles einmal begriffen hat, der wird irgendwann Dankbarkeit für ihn empfinden. In der Dankbarkeit setzt die Liebe jedoch an. In der Dankbarkeit fängt man Feuer. Wie die Schafe eine große Liebe zum Guten Hirten gewonnen haben, weil dieser sich um sie wirklich kümmerte und sie es merkten, so ungefähr werden wir zu einer immer größeren Liebe zu Jesus finden, wenn wir uns häufig der Wohltaten bewusst werden, die er uns im Laufe unseres Lebens hat zukommen lassen und uns weiterhin zukommen lässt.

Und das ist es, was die Kirche heute braucht, Männer wie Frauen, für die Jesus Christus wichtig, ja sehr wichtig ist, Menschen braucht die Kirche, die Jesus mit der Freude und mit der Einfachheit folgen, mit der die Schafe im Gleichnis dem Guten Hirten folgten. Sie wissen, er führe sie zu den besten Weiden, wo man ganz – d. h. gesamt menschlich – gesättigt wird.

Amen.